



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-α-: Kanzler von Müller über Goethe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Clara Schumann konnte der Einladung Bennetts nach London nicht folgen, da sie sich während des Frühlings und Sommers sehr unwohl fühlte. Als Bennett, der sich von dem öffentlichen Leben längere Zeit zurückgezogen hatte, im Jahre 1856 wieder die Leitung der Philharmonischen Gesellschaft übernommen hatte, führte er in seinem ersten Konzert die Peri (mit Jenny Lind) auf. Zu derselben Zeit, kurz vor Schumanns Tode, trat auch Clara zum erstenmale in London auf, mit tiefbekümmertem Herzen. Am Morgen des Konzerts empfing sie einen Brief von Brahms aus Bonn über den Zustand ihres geliebten Mannes. Sie konnte aus allem das Trostlose herausempfinden, obwohl sich Brahms bemüht hatte, es so mild als möglich darzustellen.

20

An Fr. Hofmeister

Düsseldorf, d. 1. Nov. 1852.

Geehrter Herr,

Das Concert für Violoncell mit Orchester, von dem ich Ihnen bei meiner letzten Anwesenheit in Leipzig sprach, ist jetzt druckfertig, und erlaube ich mir, Ihnen weitere Mittheilung deshalb zu machen. In Rücksicht des gewählteren Publikums, das Compositionen für dieses Instrument haben, habe ich das Honorar, so billig wie möglich, auf 24 Louisd'or gestellt, wofür Sie auch den fertigen Clavierauszug mit erhalten. Anderentheils glaube ich, daß gerade, da so wenig Compositionen für dies schöne Instrument geschrieben werden, der Absatz ein den Wünschen entsprechender sein wird.

Auf den Stich der Partitur dringe ich nicht, so wünschenswerth es wäre, wohl aber müßten die Orchesterstimmen einzeln gestochen werden. Wünschen Sie es, so bin ich gern bereit, Ihnen sämmtliche ausgeschriebenen Stimmen sammt Partitur und Clavierauszug zur Ansicht zu schicken und sehe deshalb Ihrer gefälligen Antwort entgegen. *)

Ihr

ergebener

R. Schumann.



Kanzler von Müller über Goethe



on den Männern, die sich rühmen durften, Goethes Genossen und nicht nur seine Bewunderer gewesen zu sein, ist der im Jahre 1849 verstorbne Kanzler von Müller der letzte gewesen. Dreißig Jahre jünger als sein berühmter Kollege, hat der weimarische Justizminister der Jahre 1815 bis 1849 zu Goethe jahrzehntelang in so enger Beziehung gestanden, daß dieser ihn zu seinem Testamentsvollstrecker und zum Mitherausgeber seiner Werke ernannte.

*) Das Violoncellkonzert wurde abgelehnt und erschien erst 1854 bei Breitkopf & Härtel. Grenzboten III 1898

Daß ein Mann, dem so weitgehendes Vertrauen geschenkt worden war, und der sich jahrzehntelang der besondern Schätzung Karl Augusts zu erfreuen gehabt hatte, hervorragend gewesen sein muß, braucht nicht erst gesagt zu werden: daß eines solchen Mannes Aufzeichnungen über Goethe die anderer Zeitgenossen an Wert übertreffen, versteht sich von selbst. Nichtsdestoweniger gehören die (neuerdings in zweiter Auflage erschienenen) Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler von Müller (herausgegeben von E. A. H. Burkhardt, Stuttgart, F. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1898) zu den Büchern, die trotz unzweifelhafter Bedeutung auf einen engen Kreis beschränkt geblieben und nicht einmal der Mehrzahl der eigentlichen Freunde Goethes gehörig bekannt geworden sind. Zwei Umstände haben dazu hauptsächlich beigetragen. Müllers Aufzeichnungen erschienen in dem für Publikationen solcher Art ungünstigsten Zeitpunkte (unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges von 1870), und erst ein Vierteljahrhundert nachdem ein Buch verwandten Inhalts, Eckermanns berühmte „Gespräche mit Goethe,“ in aller Welt Hände gekommen und zum Gemeingut der Deutschen geworden war. In mehr als einer Rücksicht hatte dieses in seiner Weise unvergleichliche Werk den Bedürfnissen der Lesewelt entsprochen. Wenige Jahre nach dem Tode des größten aller neuern Dichter veröffentlicht, von dem Geiste reinsten Pietät gegen ihn getragen, an stofflichem Reichthum allen Büchern über Goethe überlegen und mit höchster Sorgfalt redigirt, war diese Publikation darnach beschaffen, dem Dankbarkeitsgefühl der Nation genugzuthun. Durch Eckermann ist das Idealbild fixirt worden, das sich die Deutschen von dem wunderbaren Greise gemacht haben, dessen Tod den denkwürdigsten Abschnitt der neuern deutschen Geschichte, das Zeitalter des klassischen Idealismus beschloß. Eines Bildes des idealen Goethe, des großen Geistes, der auf den Höhen der Menschheit wandelnd die Schladen des Irdischen und Vergänglichen abgestreift zu haben schien — eines solchen Bildes bedurften wir, und ein solches bot das Eckermann'sche Buch. Daß sich der Verfasser dem großen Freunde gegenüber mit einer dienenden Rolle begnügte, daß er in der Bewunderung für ihn aufging und der eignen Person eine bloß subalterne Stellung anwies, erschien als Verdienst des Mannes und als Vorzug des Schriftstellers. Die von Eckermann geübte Bescheidenheit entsprach der Stimmung des Lesers, bürgte für die Treue der Darstellung und hielt fern, was die Reinheit des entworfenen Bildes hätte stören können. Darauf, und darauf allein mußte es einer Zeit ankommen, die ganz unter dem Eindruck des Verlustes stand, den sie erlitten hatte, und die vor allem das unsterbliche Teil des Unsterblichen festgehalten zu sehen verlangte. Wenn bei genauerer Betrachtung nicht verborgen bleiben konnte, daß der „Erdenrest,“ den auch Goethe zu tragen hatte, von dem Verfasser „zurückgelassen“ worden war, daß die Form der Eckermann'schen „Gespräche“ Spuren redaktioneller Überarbeitung an sich trug, und daß von des Dichters hin-

geworfenen Bemerkungen und gelegentlichen Ausprüchen manche zu „goethisch“ klangen,*) als daß sie genau so, wie angegeben, hätten gesprochen sein können, so wurde das nicht als Störung empfunden: der Würde der Sache entsprach die Würde der Form, die in der That Goethen „gemäß“ war.

Eine Leserwelt, die mit Eckermann groß geworden war und mit seinen Augen sehen gelernt hatte, mußte und muß Mühe haben, sich in das vorliegende Buch zu finden. Unbeschadet der warmen Verehrung für Goethe, die aus jeder Zeile des Müllerschen Berichts redet, stellt es einen von den „Gesprächen“ durchaus verschiedenen Typus dar. Als Sohn einer Zeit, die ein eigentlich kritisches Bedürfnis nicht kannte („Die Kritik ist eine bloße Angewohnheit der Modernen,“ hat Goethe noch in seinen alten Tagen — Juni 1822 — gesagt), und deren optimistische Grundstimmung sich bei großen und kleinen Genossen gleich wenig deutlich wiederfand, war unser Kanzler durchaus geneigt, sich die Freude an dem großen Kollegen so unverkümmert wie möglich zu erhalten. Um „die gemeine Deutlichkeit der Dinge“ unter allen Umständen und zu allen Zeiten den „goldnen Duft der Morgenröte zu weben,“ konnte indessen nicht Sache eines Mannes sein, den das Leben gelehrt hatte, täglich seine Pflicht zu thun und die *vérité vraie* für die oberste aller Pflichten anzusehen. So bereitwillig er sich auch in die Stellung des Empfangenden begab, so hatte Müller doch zu vollständig aufgehört, ein bloß „Werdender“ zu sein, als daß er ein immerdar Dankbarer und Bewundernder hätte bleiben können. Die Empfindung, daß es ein hohes Glück sei, näherer Beziehungen zu einem Genie gewürdigt zu sein, hat ihn niemals verlassen: daß dieses Genie in einem bestimmten Manne wohnte, der die Eigentümlichkeiten seiner Zeit an sich trug, und der in rein menschlicher Beziehung nicht für alle Zeiten, sondern in und für eine bestimmte Zeit gelebt hat, hat Kanzler Müller gleichwohl niemals vergessen. Als täglicher Gast des Goethischen Hauses wußte er, daß dessen Herr mit andern Sterblichen das Loos teilte, ungleich zu sein und ungleiche Stunden zu haben; daß es Zeiten gab, wo der große Olympier ein kränklicher, grilliger alter Herr sein konnte, der körperlichen Beschwerden und gereizten Stimmungen nur unvollständigen Widerstand leistete, und daß das Wort der Staël: *Il Vous faut de la séduction* von dem hohen Siebziger so uneingeschränkt galt, wie früher von dem angehenden Fünfziger. Auf den Gebieten endlich, denen seine besondere Thätigkeit gewidmet gewesen war, nahm Müller wenn nicht Überlegenheit, so doch volle Parität mit seinem Interlokutor in Anspruch; an mehr als einer Stelle seines Buchs deutet er an, daß von dem großen Freunde abgegebene Wahrsprüche über politische und geschichtliche Fragen

*) Der dritte Band der „Gespräche“ enthält Abschnitte, die direkt an das Witzwort Moritz Hauptmanns erinnern: „Dieses Stück klingt so Mendelssohnisch, daß es wohl von Richter sein wird.“

ihm nicht immer für Urteile letzter Instanz gegolten haben. Und was vollends Goethes Umgebung anlangt, so steht Müller dieser mit vollendeter Unbefangenheit gegenüber. Meinungsäußerungen über den Sohn und über Frau Ottilien werden der Regel nach vermieden, wo sie sich ausdrängen, indessen mit einer Schärfe gefällt, die von der Deferenz des Edermann der „Gespräche“ durchaus verschieden ist — beiläufig bemerkt, desselben Edermann, der Theodor von Bernhardt gegenüber den moralischen Charakter der genannten Dame genau so ungünstig beurteilte, wie vor ihm Kräuter und L. Tieck gethan hatten. *)

Der historische Charakter des Müllerschen Buches macht sich aber noch in anderer Rücksicht geltend. Der Verfasser sagt uns nicht nur, wie er den wirklichen Goethe unter den wechselnden Verhältnissen eines halben Menschenalters gefunden habe, er läßt ihn in den „Unterhaltungen“ so sprechen, wie er wirklich gesprochen hat. Die majestätisch aufgebauten, in prächtigem Flusse hinrollenden Perioden des Edermannschen Goethe fehlen auch bei Müller nicht, sie sind aber nicht die Regel und stellen sich nur da ein, wo der große alte Herr ganz er selbst war und sozusagen *ex cathedra* redete. Die alltägliche Redeweise ist auch bei Goethe je nach Zeiten und Umständen wechselnd gewesen. Scherzreden, Epitheta ornantia et disornantia lösten sich mit Kraft- und Scheltworten, Interjektionen und Donnerwettern ab, die die jedesmalige Stimmung des Redenden und die begleitenden Umstände deutlich wiedergaben. Der Gewinn davon stellt sich als doppelter dar. Der Leser erfährt nicht nur im einzelnen, wie Goethe über die einzelnen Dinge gedacht und empfunden hat, er wird zugleich summarisch darüber orientirt, wo und in welchen Beziehungen der Mann, der seine gesamte Zeit überragte, Kind dieser Zeit geblieben war. „Die Strahlenkrone abgenommen“ erweisen sich Anschauungen und Angewohnungen, die wir als spezifisch Goethische zu nehmen und aus Goethes Persönlichkeit abzuleiten gewohnt sind, als Zeiteigentümlichkeiten, die die Ältern von uns wohl auch bei Vätern und Großvätern zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Die schlichte, wahrheitsmäßige Art der Müllerschen Darstellung gewährt in dieser Rücksicht Einblicke, die anderweit nur schwer zu gewinnen sind. Wenn Goethe (wie oben erwähnt) die Kritik „für eine bloße Angewohnung der Modernen“ erklärt, wenn er an den dunkeln Seiten des Menschenlebens so eilig wie immer möglich vorübergeht, wenn er als Schwerkranker von den Seinigen verlangt, daß sie „ihre Feste nicht unterbrechen“ und den gewohnten geselligen Unterhaltungen nachgehen sollen — und wenn er von keinem Vergangenen, sondern nur von „ewig Neuem“ wissen will, so stellt sich das nicht nur als Ausfluß seiner Persönlichkeit dar: es spiegelt sich darin die Eigentümlichkeit einer Zeit wieder, deren Eudämonismus uns längst abhanden gekommen ist. —

*) Vgl. „Aus dem Leben Theodor von Bernhards“ II, S. 91, 94, 113 (Leipzig, S. Hirzel, 1893).

Bis zu einem gewissen Grade gilt dasselbe von Goethes Stellung zu den deutschen politischen und kirchlichen Entwicklungen des neunzehnten Jahrhunderts. Der Begriff und die Bedeutung des nationalen Gemeinschaftslebens und der Sozialethik hatten dem philosophischen Jahrhundert so weit abgelegen, daß dessen großer Sohn es so gut wie ausschließlich mit den Einwirkungen des Zeitalters auf die Individuen zu thun hatte. Auf diese Grundanschauung der gesamten Zeit ist das Hauptteil dessen zurückzuführen, was gemeinhin als Goethischer Konservatismus und Egoismus bezeichnet wird. Auf den im Jahre 1808 gethanen Ausspruch, „daß Deutschland nichts und der einzelne Deutsche viel ist,“ mag die Rücksicht auf die damalige Weltlage den maßgebenden Anteil gehabt haben. Wenn Goethe es aber noch zwanzig Jahre später als Verdienst rühmt, „niemals gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindlicher und nutzloser Opposition gestanden zu haben,“ wenn er jede Opposition „als zuletzt platt und grob“ perhorrescirt, und wenn er die Freiheit als bloße „Möglichkeit,“ „unter allen Umständen das Vernünftige zu thun,“ bezeichnet — so gemahnt das an Anschauungen, denen man bei Durchschnittsmenschen seiner Zeit beinahe regelmäßig begegnete. Diesen Eindruck hat auch der alte Kanzler empfangen, bei dem Klagen über das unerquickliche Vordringen politischer Zeitinteressen keineswegs fehlen, der sich aber im übrigen als ein Mann zeigt, der die Erscheinungen der Zeit nach anderm Maßstabe als dem des achtzehnten Jahrhunderts bemißt. Während sein großer Freund die Bedeutung der kirchlichen Restaurationsbestrebungen für das Gemeinschaftsleben gründlich genug verkennt, daß er alle Geistlichen, „die nicht wahre Rationalisten sind,“ Betrüger oder Selbstbetrüger schilt, weiß unser Kanzler schon, daß die dürre Mächtigkeit des Vulgärrationalismus den Gemütsbedürfnissen der Zeit nicht mehr genüge, und daß die gepriesene „klare Gediegenheit und aufgeklärte Konsequenz“ der Nähr und Genossen der Weisheit letzten Schluß weder auf theologischem noch auf kirchlichem Gebiete bedeute.

Das alles kommt indessen nur beiläufig in Betracht. Gerade die Sicherheit, mit der der Verfasser den eignen Standpunkt und das Recht zu unbefangener Beurteilung von Personen und Verhältnissen zu wahren weiß, giebt uns einen Maßstab für die Größe und Überlegenheit des Unvergeßlichen, dem das Müllersche Erinnerungsbuch gewidmet ist. Mehr als einmal wird der Kanzler durch „zweideutige Äußerungen“ des Übergewaltigen „beunruhigt“ oder „tief verwundet,“ mehr als einmal „tritt ihm vor die Seele, daß man seine heiligsten Überzeugungen nicht von irgend eines Menschen — also auch nicht von Goethes — Ansichten abhängig machen dürfe“; der Oktober 1817 ist wohl auch nicht der einzige Zeitpunkt gewesen, wo er mit dem Freunde wochenlang „getrozt“ hat — schließlich aber gewinnen Freude und Dankbarkeit für die Geschenke, die ihm der Verkehr mit dem wunderbaren Genius bringt, immer wieder die Oberhand, und der tüchtige und bescheidne Mann fühlt sich über-

wältigt von der übermenschlichen Kraft des Geistes, der reinen Güte des Herzens, die ihm bei jeder Begegnung mit Goethe entgegentreten. „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit,“ und dieses Glück hat Friedrich von Müller ganz empfunden! Etwas davon strömt auf den Leser dieses Buches über, dessen 256 Seiten eine Fülle von Gedanken wiedergeben, deren Reichthum im buchstäblichen Sinne des Wortes unerschöpflich erscheint. „Es war, schreibt Müller zum Schluß eines seiner Berichte, als ob an Goethes innerm Auge die großen Umrisse der Weltgeschichte vorübergingen, die sein scharfer Geist in ihre einfachsten Elemente aufzulösen bemüht war. Mit jeder neuen Äußerung nahm sein Wesen etwas feierliches an. . . . Dichtung und Wahrheit verschmolzen sich in einander, und die höhere Ruhe des Weisen leuchtete aus seinen Augen . . . seine Gedanken schienen wie in einem reinen Äther auf und nieder zu gehen.“ Dieser Eindruck ist es auch, den die Summe des Müllerschen Buches zurücläßt.

— a —



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was nun? Daß das Reichsgericht jetzt schon überlastet ist und ihm mit der Einführung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs noch ein erheblicher Zuwachs an Arbeit bevorsteht, und zwar nicht nur in Zivilsachen, sondern auch in Strafsachen wegen des Einflusses, den das Bürgerliche Gesetzbuch auch auf das Strafrecht ausübt, darf als erwiesen angenommen werden. Es ist daher keinem Einsichtigen verborgen, daß es dringend geboten ist, eine Entlastung herbeizuführen, soll nicht die Güte der Rechtsprechung Gefahr laufen. Hierzu bieten sich anscheinend zwei Wege dar, von denen aber nur der eine gangbar ist. Die Entlastung der einzelnen Richter könnte einmal erfolgen durch Vermehrung der Richterstellen und Senate. Damit jedoch würde gerade die Erhaltung des Schazes gefährdet, dessen Gut die einzige Aufgabe des höchsten Gerichtshofes ist, der Rechtseinheit, der Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit der Rechtsprechung. Aber wir wollen auch nicht etwa die Verminderung der Richterstellen befürworten. Es macht sogar einen eigentümlichen Eindruck auf uns, wenn die Regierungen im Reichstage mit berebten Worten die Überlastung des Reichsgerichts darlegen und gleichwohl die vorhandenen Richterstellen — vermindern! Denn auf eine Verminderung der Richterstellen kommt es doch thatsächlich hinaus, wenn sie einen Reichstagsabgeordneten zum Reichsgerichtsrat ernennen, der weiterhin — mit der Billigung des Staatssekretärs — Reichstagsabgeordneter bleibt, und dessen Arbeitskraft damit notwendig dem Reichsgericht entzogen wird. Eine Vertretung durch Hilfsrichter ist ja aber bei dem Reichsgerichte gesetzlich ausgeschlossen. Selbst wenn Herr Spahn, der neue Reichsgerichtsrat, also öfter von Berlin nach Leipzig fahren sollte, um dort den Sitzungen des höchsten Gerichtshofes beizuwohnen — was die Hauptsache ist: